

Klangkunst und Kontraste

Zum Konzert des Stuttgarter Kammerorchesters (30.4. 2025)

Hinten steht schon das Schlagzeug.

Seltsam: Auf dem Programmzettel steht das Stuttgarter Kammerorchester, das als reines Streicher-Ensemble antritt – aber hinten steht die *percussion*. Hat man vergessen, sie vor Konzertbeginn von der Bühne zu räumen? War man zu faul, sie ins *off* zu versetzen, bevor sie beim nächsten Popkonzert benutzt wird? Weit gefehlt, Robert Baums, der Vorsitzende der *Kulturfreunde*, hat einen noch namenlosen „Überschungsgast“ bereits vor Konzertbeginn angekündigt. Man habe da „eigene Talente im Haus“. Tatsächlich waren's dann vier Gäste, oder anders: zwei, denn *June & Nick* sind eigentlich (und uneigentlich) an diesem Abend vier Leute: mit der Singersong-Frontfrau Suzie-Lou Kraft (die im *Zentrum* arbeitet) und dem E-Gitarristen Florian Helleken im Vordergrund. Am Ende bringen sie einen Song – zusammen mit den Streichern, die sich auf das Experiment einliessen und den gewaltigsten Applaus ernten, der seit längerer Zeit in einem Konzert der *Kulturfreunde* erklungen ist. Kein Wunder: Die Musik von *Nick & June* wird auf der bekannten Info-Plattform als „verträumter traurig-schöner Indie-Pop zwischen Aufbruchsstimmung und Schwermut“, als „zart und poetisch“, „zauberhaft“ und melancholisch beschrieben. „Das ist klassisch“, wie es in einer *Nestroy*-Komödie so schön heisst – und Klassik ist ja bekanntlich das Markenzeichen der *Kulturfreunde*.

Der Coup gelang also. Er gelang, weil die Band zusammen mit den *very smooth* aufspielenden Streichern des Weltklasse-Ensembles eine denkbar versonnene Stimmung in den Saal zauberte. Das kritische Wort, das man am Abend einmal hören konnte: das Konzert sei „durchwachsen“ gewesen, kann sich also unmöglich auf die ungewöhnliche wie völlig stimmige Zugabe beziehen, denn zusammengehalten wurde das Ganze des auf zweierlei Weise klassischen Programms durch die absolute Souveränität, mit der die Musiker sich die fünf Werke der nordeuropäischen Komponisten und den neuen Song eroberten. Im Übrigen bleibt Musik, zumal Musik des 20. Jahrhunderts, immer eine Geschmackssache, während interpretatorische Leistungen schon weniger dem Verdacht ausgesetzt sind, dass sie letzten Endes mit reinen Geschmackskriterien zu beurteilen sind (gewiss: Auch da gibt es unterschiedlichste Ansichten). Es mag also sein, dass die spröden, ein- und zweithematischen und wesentlich meditativeren Werke Arvo Pärts und Pēteris Vasks etwas weniger „ankamen“ als die populären und melodienseligen Stücke eines Jean Sibelius und Kurt Atterbergs – ganz abgesehen von den bewussten harmonischen Schroffheiten, die scharfen Reibungen an den Kanten der kleinen Sekunde und den *blue notes*, mit denen Einojuhani Rautavaara sein op. 1, die *Pelimanni*-Suite also, angereichert hat. Kein Zweifel aber, dass die Musikerinnen und Musiker die Musik – jegliche Musik – dieses Abends mit einer Aufmerksamkeit und Genauigkeit spielten, die,

vom ersten Takt des ersten Stücks an, den Klangzauber nicht rational verhinerte, sondern erst ermöglichte. Schon bei Vasks *Viatore*, einem aus nur zwei Themen bestehenden Werk zwischen gelinder Bewegung und bewegtem, gleichsam kosmischem Stillstand, atmen sie mit einem Atem, so dass am Ende, bei aller Unterschiedlichkeit der Tonsprachen, bei den Musikkennern unter den Zuhörern die Erinnerungen an Samuel Barbers *Adagio for strings* und Oliver Messiaens Görhlitzer Quartett unausweichlich waren. Denn hat nicht auch der lettische Komponist eine Musik „für das Ende der Zeiten“ geschrieben? Am Abend klingt es so und so intensiv in den Raum, die Reaktion der begeisterten Zuhörer ist denn auch eindeutig.

Mit dem relativ langen wie gewichtigen Stück den Abend zu eröffnen, ist bereits eine bewusste Setzung. Unter der Leitung des Bratschisten Manuel Hofer hört man eine Gruppe von Solisten, die sich sehr geglückt zu einem Ensemble vereinigt haben; man müsste im Einzelnen mehr erwähnen als den Violoncellisten, der in *Pirun Polska*, dem vierten Satz von Rautavvaras *Fiedler-Suite*, eine hinreissende Solostelle hat, bevor, beispielsweise, der Teufelsritt des finalen *Hypit*, bei dem, man wundert sich nicht, einer Geigerin ein Rosshaar reisst, bei dem also alle guten Eigenschaften des Tutti-Ensembles offenbart werden. Das ganze Programm ist schon dramaturgisch gut gemacht: Vom *piano* ausklingenden *Viatore* geht es nach einer kurzen Pause in den rau-ruralen Beginn der Rautavaara-Suite über, bevor nach den wilden Tänzen mit Arvo Pärt's *Psalom* die Stimmung wieder typisch pärtisch beruhigt wird und dann, ohne Pause, mit dem schwungvollen Beginn von Jean Sibelius' tänzerischem *Presto* (dem 3. Satz des Streichquartetts op. 4) ein derart unterschiedliches Stück beginnt, dass der starke Kontrast der einzig richtige ist. Chapeau!

Dass das Spiel der Musikerinnen und Musiker zugleich hochkultiviert und schwungvoll ist, zeigt sich nicht allein im Sibelius-Wirbel. Es zeigt sich zuletzt in Kurt Atterbergs *Sinfonia per archi* op. 53, die allein schon den Besuch des Konzerts gelohnt hätte. Veranstaltungsreihen wie die der *Kulturfreunde* bieten ja nicht zuletzt die Möglichkeit, ein Randrepertoire kennenzulernen, das, ginge es nach rechten Dingen zu, wesentlich mehr in die Mitte des Konzertlebens gerückt werden müsste. Atterberg schrieb seine Streichersymphonie zehn Jahre nach dem 2. Weltkrieg, als der Serialismus eines das Bürgertum schockierenden Pierre Boulez, die Aleatorik und die elektronische Musik eines Karlheinz Stockhausen et.al. zumindest für die intellektuellen Musikhörer und Kritiker *en vogue* war, so dass der Musikphilosoph und -schriftsteller Theodor W. Adorno, hätte er über Atterberg geschrieben, sicher zum Urteil gekommen wäre, dass dessen Musik, weil reaktionär, völlig unerheblich sei. „Werch ein Illtum“, wie Ernst Jandl gesagt hätte – denn bei Werken wie Atterbergs op. 53 fragt es sich schon nach wenigen Takten nicht mehr, wann diese Musik entstand. Die Güte der lyrischen, vielstimmigen, brillant dahinrauschenden und hochmelodiösen Passagen und der gesamten Faktur des Werks ist so eindeutig, dass sich Erörterungen des musikhistorischen Standorts Kurt Atterbergs von selbst erledigen. Dazu bedarf es freilich eines 1A-Ensembles. Die

Stuttgarter spielen da nicht allein das *Allegro molto* ausserordentlich mitreissend, klingschön und pünktchengenau. Sie spielen auch den langsamen Satz, der die bezeichnende Bezeichnung *Tranquillo* trägt, unendlich zart; sie würden ihn wohl auch angelegte Dämpfer so spielen.

Dass es nach dem Kehraus des letzten *Allegro molto e ritmico*, mit dem das Stuttgarter Kammerorchester (absichtlich?) an die *Fiedler*-Suite erinnerte, gewaltigen Beifall gibt, muss also nicht verwundern. Durchwachsen? Wenn ein Abend derart *klings* und der Kontrast zwischen den vergleichsweise herben Stücken eines Arvo Pärt und eines Sibelius so kunstvoll, konzentriert und animierend erzeugt und zugleich aufgefangen wird, darf man sich die „fetten“ wie die „mageren“ Teile gleicherweise schmecken lassen. Der Beifall war jedenfalls nach jedem Stück mehr als freundlich. NB: Ein Beleg mehr für die kaum zu überschätzende Relevanz von *Live*-Konzerten – mit und ohne angekündigte Überraschungsgäste.

Frank Piontek, 1. Mai 2025